Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 58. **Donnerstag** den 1. Februar 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 1. Februar.

Gestern, am 31. Januar, ist die preußische Verfassung 50 Jahre alt geworden. Aber das Wort von der Jubiläumsgier der Zeit hat sich dabei nicht bewähret. Keine Hand hat aus diesem Anlasse zum Becher gegriffen, kein Mund hat sich zu einem Hoch geöffnet. Die zur Winzigkeit herabgegangene Fraction der freisinnigen Vereinigung im Abgeordnetenhause soll die Veranstaltung eines Festmahles beabsichtigt haben; es scheint aber auch daraus nichts geworden zu sein. Nicht einmal alle liberalen preußischen Zeitungen gedachten des Tages, und wo es geschah, war der Ton ein gedämpfter. Die conservativen Blätter „erinnerten" sich in ihrer Mehrheit nicht und auch die „Germania" hatte vergessen, bis sie durch einen die confessionellen Aspirationen des Centrums aufstachelnden „Jubiläums-Artikel" des allzeit getreuen Herrn Richter darauf aufmerksam gemacht worden war, daß sich aus der Reminiscenz einige Hetzartikel schlagen ließen. Diese bei keinem der Halbjahrhundertsjubiläen anderer deutscher Landesverfassungen zu Tage getretene Gleichgiltigkeit hat verschiedene Ursachen. Es ist streitig, ob an der preußischen Verfassung das Blut der am 18. März 1848 zu Berlin gefallenen Bürger und Soldaten klebt. Fürst Bismarck stellte das entschieden in Abrede und versicherte, daß Friedrich Wilhelm IV. vor dem Ausbruche der Revolution zur Bewilligung einer Constitution entschlossen gewesen sei. Aber die entgegengesetzte Meinung ist stark vertreten, und wer sie theilt und nicht Socialdemokrat ist, für den hat eine eingehende Betrachtung über das Ereigniß vom 31. Januar 1850 nicht viel Verlockendes; schon deshalb nicht, weil zwischen jenen Tagen und der Gegenwart die fast dreißigjährige große Regierungszeit Wilhelm's I. liegt, eines Fürsten, an dem sich, wie man auch sonst über das Jahr 1848 denken mag, Kurzsichtigkeit, Thorheit und böser Wille im Revolutionssturme schwer versündigt haben. Daß die Erinnerung an die Schicksale des Prinzen von Preußen für die Regierung bestimmend gewesen sei, weit ab von dem Gedanken einer Verfassungsfrei zu bleiben, das möchten wir darum doch nicht behaupten. Einen Grund, die Theilung der Gesetzgebungsrechte und manche andere Beschneidung der Königsgewalt zu bedauern, hat das preußische Herrscherhaus so wenig wie irgend ein anderes deutsches regierendes Geschlecht. Aber auf Feste und Feierlichkeiten kommt schließlich nichts an, und die Zeitungen thun recht daran, sich trostvoll an das vom jetzigen Kaiser und König in der Antrittsthronrede von 1888 gesprochene Wort zu erinnern:

„Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb und nicht nur Meines Gelöbnisses wegen schützen."

Die Geschichte giebt dieser Auffassung im Großen und Ganzen, auch vom Parteistandpuncte Recht. Heute haben die Conservativen nahezu die Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause, aber die Mittelparteien haben die Majorität gehabt und ein ziemlich fortgeschrittener Liberalismus hat sie gleichfalls besessen. Das preußische Dreiclassenwahlsystem, das mit der Verfassung den 50. Geburtstag feiert, hat sich also keiner Partei, die auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung steht, als Stiefmutter erwiesen. Es wird auch überall in der Presse, wo man sich der Bedeutung des großen Tages überhaupt erinnerte, festgestellt, daß der Gedanke des verfassungsmäßigen Regiments unter den Parteien in Preußen keine Gegner mehr zählt. Wie gründlich sich die Conservativen, die Jahrzehnte hindurch bemüht waren, die Reform von 1750 rückgängig zu machen, zu ihr bekehrt haben, zeigte erst vor Kurzem ein hochconservativer Parlamentarier, als er warnend auf Strafford und Polignac hinwies.

Daß die **Centrumsfraction** es nicht wagen werde, durch Ablehnung der **Flottenvorlage** die Auflösung des Reichstags und Neuwahlen zu erzwingen, wird mit jedem Tage wahrscheinlicher. Die klerikale Presse kann sich zwar zu einer Befürwortung der Vorlage noch nicht entschließen, indem sie sich aber vorwiegend mit der „Deckungsfrage" beschäftigt, läßt sie erkennen, daß sie im Falle einer ihr zusagenden Lösung dieser Frage gegen die Flottenverstärkung nichts mehr einzuwenden wissen werde. Besonderem Eindruck dürfte es aber auf die „Germania" und ihre Colleginnen machen, daß der zum Erzbischof von Köln erwählte Bischof Dr. Simar am Geburtstage des Kaisers in Paderborn eine Rede gehalten hat, über die der „Rhein.-Westf. Ztg." Folgendes berichtet wird:

Er feierte in schwungvollen Worten den Kaiser als Führer des Volkes, dem wir als Unterthanen zu folgen verpflichtet seien, da wir wüßten, daß seine Ziele in aller und jeder Hinsicht auf das Wohl, die Größe und die Entwickelung des Reiches gerichtet seien. Deshalb sei es Pflicht eines jeden Patrioten, diejenigen Bestrebungen zu bekämpfen, welche auf den Umsturz der staatlichen Ordnung gerichtet seien und insbesondere die sociale Umwälzung beabsichtigen, also die der Socialdemokratie. Es wache sich in Deutschland ein unverkennbares aus dem Volke herauswachsendes Bestreben geltend, nach auswärts die Ehre des deutschen Namens zu tragen und die Deutschen, wo sie immer sich ansiedelten, unter den Schutz der deutschen Flagge zu stellen. Der Kaiser trage uns die Fahne voran und es sei unsere Pflicht, dem Mahnrufe des Kaisers zu entsprechen. Die Frage der Kosten könne nur in zweiter Linie in Betracht kommen, wiewohl sie zweifellos sich nach der Leistungsfähigkeit des Volkes richten müsse. Bei gutem Willen würde auch diese Frage gelöst werden und er hoffe, daß, wie bisher, wenn es patriotische Fragen gelte, auch in Deutschland allenthalben nur ein Ruf erschallen werde: „Wir folgen unserm Kaiser."

Vielleicht erfährt man demnächst, daß der Cardinal Kopp in Breslau in ähnlicher Weise sich geäußert. Nun hat man es allerdings schon erlebt, daß der demokratisch gefärbte Theil der klerikalen Presse auf eine von bischöflicher Seite ausgegangene politische Parole mit der Erklärung antwortete, in politischen Dingen sei das Centrum sein eigener Berather. Wenn aber als Folge solcher Selbstständigkeit eine Wahlbewegung droht, in der die katholischen Wähler vor die Frage gestellt werden, wem sie auch in politischen Dingen mehr Vertrauen schenken, ihren Kirchenfürsten oder radicalen Blättern, dann werden diese und die mit ihnen harmonirenden Centrumsabgeordneten denn doch eine so bedenkliche Folge zu vermeiden suchen. Mit ziemlicher Sicherheit ist also anzunehmen, daß das Centrum, wenn es sich über sein Verhalten in der wahrscheinlich am 8. d. Mts. beginnenden ersten Lesung der Flottenvorlage schlüssig macht, zu einem Beschlusse kommt, welcher der Auflösungsgefahr vorbeugt.

Die von der **französischen Regierung** beschlossene **Maßregel gegen die Bischöfe und die Geistlichen**, die öffentlich gegen das Urtheil der Pariser Strafkammer im Assumptionistenprocesse Stellung genommen hatten, beweist, daß das Cabinet entschlossen ist, wenn nöthig, auch noch weiter zu gehen. Die Bischöfe, die Beileidsschreiben an die Verurtheilten gerichtet hatten, werden sämmtlich mit Gehaltentziehung bestraft. Die gemaßregelten Bischöfe sind die von Aix, Montpellier, Versailles und Béziers. Um den Charakter der beanstandeten Schreiben zu kennzeichnen, führen wir das des Bischofs von Marseilles an:

„Die Feinde der christlichen Freiheit haben euch angegriffen, weil ihr die kühnsten Vertheidiger dieser Freiheit seid. Eure Haltung vor Gericht verdient Bewunderung. Unsere Vorgänger forderten in der Mitte dieses Jahrhunderts in der Schulfreiheitsfrage Freiheit wie in Belgien. Die Dinge sind in Betreff der religiösen Freiheit so weit gekommen, daß man schon Freiheit wie in der Türkei verlangen könnte. Frankreich muß nicht mehr es selbst sein, wenn der gesunde Sinn so verblendet sein kann. Aber es giebt manchmal eine plötzliche Umkehr. Ihr unterliegt wohl einer Prüfung, wie sie die göttliche Vorsehung schickt, die euch bereitet und beschützt. Gez. Paul, Bischof von Marseilles."

Während die Bischöfe ganz auf die Seite der Assumptionisten treten und den Klerus und die echten Katholiken auffordern, gegen die Regierung solidarisch zusammenzustehen, beobachtet die Curie diesem Vorgang gegenüber eine kluge Zurückhaltung. Schon die von der Pariser Nuntiatur durch „Havas" ausgegebene Note kündete an, daß der Nuntius dem Schritte des Erzbischofs vollständig fernstehe. Neuerdings hat aber auch der „Köln. Ztg." zufolge noch der augenblicklich in Rom weilende Bischof von Orleans, Mgr. Touchet, an das klerikale Blatt „Univers" telegraphirt: „Obgleich der Papst gerückt hat, mehr als einmal den Assumptionistenvätern seine Sympathie insbesondere wegen ihres Orientwerkes auszudrücken und obgleich er erklärt, er verstehe es, daß die Sympathien mit den Vätern gingen, ist er doch der Ansicht, daß jede Kundgebung politischen Charakters gefährlich wäre." Es wäre freilich besser gewesen, wenn die Curie früher schon den Assumptionisten selbst auf ihre politischen Treibereien hin dies fest und klar begreiflich gemacht hätte.

Der Krieg in Südafrika.

-p. Es wird immer klarer, daß der Kampf am 23. und 24. Januar nicht blos am Spionskop, sondern

auf der ganzen Tugelalinie

getobt hat. Wir theilten schon im Morgenblatte die Meldung des Reuter'schen Bureaus aus dem Lager Buller's mit, nach der die englische Infanterie am 24. in den theuer erkauften Stellungen auf dem Thabamayama eingetroffen, aber mit schweren Verlusten aus diesem „Nagelfang" zurückgetrieben worden sei. Der Thabamayamahügel liegt, wie wir schon einmal an der Hand des „Times"-Berichtes klarstellten, nordöstlich vom Spionskop nach Ladysmith zu. Dort hatte das Centrum der Boeren Posto gefaßt, während der rechte Flügel derselben auf dem Spionskop stand. Es war also die Absicht Buller's, gleichzeitig mit Warren, der den Spionskop nehmen und die Straße vom Acton Homes nach Ladysmith gewinnen sollte, den Versuch eines Durchbruchs durch das Centrum der Boeren zu machen und dann Warren vor Ladysmith die Hand zu reichen. Beide wurden geschlagen und mußten sich nach dem Tugela zurückretten.

Die Verluste der Engländer sind noch lange nicht vollständig bekannt. Wir erhalten nur Theilresultate. So hat gestern wieder das Kriegsamt eine Ergänzungsliste der Verluste am Spionskop vom 24. Januar veröffentlicht, nach der 139 Mann getödtet, 392 verwundet, 59 vermißt und 4 gefangen sind. Das sind erst 594 Mann. Es sollen aber nach boerischer Quelle, aus der „Reuter's Bureau" schöpfte, beim Spionskop allein 1500 Todte das Schlachtfeld bedeckt haben.

Dasselbe Bureau berichtet aus Pretoria vom 29. d. Mts., nach amtlichen Angaben betrügen die Verluste der Boeren in der Schlacht am Spionskop 53 Todte und 120 Verwundete, was eher stimmen kann. Zweifellos sind diese Verluste für die Boeren sehr empfindlich, aber sie sind mit denen Buller's nicht im Entferntesten zu vergleichen.

Der Officier, welcher ohne Befehl die englischen Truppen vom Spionskop zurückführte, ist Oberst Thornycroft. Buller telegraphirt, ihm sei kein Tadel beizumessen. Sein Verhalten sei bewundernswürdig gewesen. Offenbar fast so bewundernswürdig, wie das seine, das den heroischen General auf den Trümmern seines nach der Flucht wieder gesammelten Heeres in der Pose des — Triumphators zeigt.

Die Frage, wie sich nach der englischen Niederlage am Tugela die

Kriegslage in Natal

gestalten wird, erscheint nicht nur für den Militär, sondern auch für den Laien höchst interessant. Für den General Buller ist es dringendes Erforderniß, sich sobald wie möglich wieder an der Eisenbahnlinie Frere-Durban, die er mit seiner Hauptmacht gegen Mitte Januar verlassen hatte, festzusetzen und die Verbindung nach Durban zu sichern. Denn seit der Niederlage am Spionskop ist diese Verbindung und der ungestörte Besitz der Eisenbahn Frere-Durban stark bedroht. Bei der Beweglichkeit der Boeren ist es nicht ausgeschlossen, daß ein größeres Boerencorps von Osten her, etwa über Weenen, gegen die Eisenbahn Frere-Estcourt alsbald vorgeht und diese eher erreicht, als Buller mit seiner Hauptmacht. Glückte dies, so könnten die Boeren durch Festsetzung am Blaukraesfluß oder am Bushmannsfluß die Eisenbahnverbindung Buller's nach Durban andauernd abschneiden. Keinenfalls dürfte es den Boeren aber schwer fallen, die Eisenbahn an verschiedenen Stellen nachhaltig zu zerstören. Ausgeschlossen ist es auch nicht, daß die Boeren — selbstverständlich unter Aufrechterhaltung der Einschließung von Ladysmith — direct über Colenso nach Süden vorstoßen, um die Hauptmacht Buller's von der Eisenbahn abzuschneiden. Unwahrscheinlich ist dagegen eine directe Verfolgung des geschlagenen Feindes durch die Boeren über Trichard-, Wagon- oder Potgieter-Drift, weil solche den Engländern nur die wünschenswerthe Rückzugsrichtung erleichterte. Gelingt es den Boeren, dem Feinde die Eisenbahn nach Durban — z. B. durch Besetzung von Estcourt — dauernd abzuschneiden, so bleibt Buller nichts übrig, als das ihn abschneidende Boerencorps energisch anzugreifen oder seinen bereits zwei Mal mißglückten Versuch zum Entsatz von Ladysmith zu wiederholen. Daß letzteres wenig Aussicht auf Erfolg hat, liegt auf der Hand. Buller muß daher baldmöglichst eine sichere Stellung an der Eisenbahn — sei es bei Estcourt oder noch weiter südlich — gewinnen, von wo aus er ungestörte Verbindung nach Durban hat und in der er seine geschlagenen Truppen wieder in gute Verfassung bringen und Verstärkungen abwarten kann. Bevor dies geschehen, kann

---

Feuilleton.

26] **Die ganze Hand.**

Roman von Hans Hopfen.

Nachdruck verboten.

Das Beten beschwichtigte den Sturm in ihrem Innern allmählich und hob über Schmerz und Groll das Bewußtsein der unabweisbaren Kindespflicht in ihr.

„Lieber gleich sterben?" wiederholte sie, sich selbst tadelnd. Wie durfte sie das, mit der Aufgabe betraut, für den alten, kranken Mann zu sorgen? Nein, nicht sterben, leben und gesund bleiben und auch im Geiste gesund.

Und hatte sie nicht noch eine Pflicht? Eine süße, beseligende Pflicht? Durfte sie dem Geliebten den namenlosen Schmerz anthun, aus diesem Leben sich wegzustehlen? Wegzustehlen von ihm, der keinen Freund, keinen Rückhalt, kein Glück, keine Freude hatte als sie. Armer, armer Immanuel! stöhnte es aus einem Winkel ihres Herzens, aus einem prophetischen Winkel, wo die Seele mehr wußte, als sie sich jetzt zu gestehen wagte.

Es ward zu viel, wahrlich zu viel! Und doch mußte der Kopf hoch oben bleiben, wenn nicht Alles verloren gehen sollte, Vater und Geliebter und sie selbst dazu.

Aber die Füße trugen sie nicht weiter. Die Thränen strömten ihr unaufhaltsam über's Gesicht, so daß die Vorübergehenden sie immer häufiger erstaunt angafften. Das war unerträglich. Sie rief die nächste Droschke heran und befahl ihr, nach der Eichenbarffstraße zu fahren. In den vier Wänden des rollenden kleinen Wagens war sie doch allein und konnte weinen wie sie mußte.

IX.

Sie saßen bei einander und hielten sich lieb. Nach all' den niederdrückenden Schicksalsschlägen, die sie in den letzten Zeiten erlebten, war es den armen Seelen ein dringendes Bedürfniß, des einzigen und höchsten Gutes, das ihnen geblieben war, ihrer Liebe, sich vollauf bewußt und ihrer Liebe froh zu werden. Sie hatten so sehr nach Erquickung gedürstet, nach einer Stunde sorglosen Aufathmens, daß sie gern Alles für eine Stunde vergaßen und nichts denken wollten, als daß sie für einander auf der Welt waren und Einer im Besitz des Anderen sich, aller Widerwärtigkeiten zum Trotz, nicht unselig, nicht vom Schicksal hintergangen wähnen durfte.

Nur eine große, mächtige Leidenschaft konnte diesen gequälten Herzen so viel Kraft geben. Und so fühlten die Beiden, eings umdroht von Gefahren und Kümmernissen, sich doch in ihrer Liebe bevorzugt und beneidenswerth vor Vielen, und nur die eine Sorge hatte Zutritt in den geheiten Kreis, wie sie dies Glück vor all' den Kümmernissen und Gefahren behüten und behalten möchten.

Immanuel saß auf dem weißen Bärenfell, Nanda auf einem niederen Schemel neben ihm, den Ellenbogen auf seinem Knie, die Hand in ihrem blonden Haar. Auf dem Oeschen brodelte das Wasser zu ein paar Tassen Thee. Die erste Dämmerung verdichtete die Schatten um sie herum, doch mochten sie der Lampe noch entbehren. So zerbrachen sich Beide den Kopf, und da sie nicht viel Gescheidtes fanden und einem Vorschlag nach dem anderen als unausführbar verwarfen, war's noch Erleichterung, dem Schicksal ins Angesicht zu höhnen und sich spottend darüber zu erheben.

Aber wer spottet lange seines Schicksals?

Nie hatte Winkler seine Lage so drückend, so beschämend empfunden, als nun, da er sich unfähig fühlte, der Geliebten eine Stütze zu sein und für sie zu leisten, was sie nicht leisten konnte.

Und denken, daß er einmal, nur leider viel zu früh, ein wohlhabender Mensch gewesen war und seine Unabhängigkeit, die schöne Fähigkeit, sich und Anderen zu helfen, im Leichtsinn und Uebermuth der Jugend in alle Winde vergeudet hatte! Er war ja nie reich gewesen, aber hätte er behalten, was er von den Eltern ererbt hatte, wie anders stände er jetzt im Leben und vor der Geliebten da. Was half's, Vergangenem nachzusehen? Es war nicht seine Art, und hin war eben hin.

Allein wie weiter?

So oft er auch in den letzten Zeiten, leicht erregbar, wie er war, Frau Fortuna schon am Saum zu packen geglaubt hatte, die Falten waren ihm immer wieder durch die leeren Finger geglitten. Schon meinte er sich mit dem Gedanken vertraut machen zu sollen, sein ganzes Leben lang ein von der Hand in den Mund sich fortfristender Zigeuner und Zeilenschinder zu bleiben, ein halber Mensch, der keinem Anderen zu helfen im Stande war.

Aber hier mußte geholfen werden, und ausgiebig geholfen werden. Die beiden Liebenden konnten und wollten sich nicht mehr mit Illusionen, mit scherzhaften Ausflüchten trösten. Die Bedrängniß war zu ernst und zu nahe gekommen, und sie faßten sie auch ernst ins Auge, wie einen Banditen, der unter dem Mantel schon den Messergriff umklammert.

Nanda schüttelte das Haar ins Genick und sprach nicht zum ersten Male: „Ich will Alles tragen und dulden und thun, das Aergste und das Schwerste, wenn ich nur Dich behalte. Dich geb' ich nicht her."

Immanuel küßte sie auf die Stirn, aber er wußte nichts Tröstlicheres zu sagen als: „Gott geb' es, daß es möglich sei."

„Es muß möglich gemacht werden. Das liegt doch nur an uns. Ich will mich einschränken, so gut es geht. Ich habe die Wohnung gründlich und nur ein Zimmer, wo ich malen kann und eine Kammer zum Schlafen gemiethet. Ich habe die Magd abgeschafft und begnüge mich mit einer Aufwärterin, die für ein paar Stunden des Tages kommt. Meine Bedürfnisse sind gering. Auf die Gesellschaft und all' den Kümmbim, der mit ihr zusammenhängt, verzicht' ich. Aber für den Vater muß gesorgt werden, und worauf ich nicht verzichten kann, ist die nothwendige Nahrung. Ich will nicht länger hungern. Ich darf's nicht. Ich fühle das als eine Pflicht gegen mich selbst, seit ich den Vater in der entsetzlichsten Stunde mit diesen meinen eigenen Augen dem Wahnsinn verfallen sah. Woran ist mein Vater mit seinem widerstandsfähigen Körper, seinem mächtigen Geiste zu Grunde gegangen? An Nahrungssorgen und an schlechter Ernährung. Stolz, wie er war, schwieg er und darbte sich zu Schanden. Der ungestillte Hunger hat ihn ins Narrenhaus geführt. Leugne es, wer kann.

Seitdem ist eine unbezwingliche Angst in mir. Die Angst vor dem Hunger und seinen Folgen, die Angst vor der nagenden Sorge, den Hunger abwehren zu können, der jenem Weg ins geistige Dunkel führt. Ich will den Weg nicht gehen, um Gotteswillen, nur den nicht . . . Und ich will Dich nicht verlieren!" fügte sie leidenschaftlich hinzu und rankte sich mit beiden Armen um die Schultern des Mannes, der rathlos vor ihr saß in stummem, verbissenem Schmerz.

Er spielte gedankenlos mit den Visitenkarten, die neben ihm zur Rechten auf dem Thetischchen lagen. Jeden Tag kamen Bekannte, um nach Nanda's Befinden zu fragen. Die Theilnahme, die ihr die beste Gesellschaft bewies, war groß. Sie war noch außer Stande, mit gleichgiltigen, auch außer Stande, mit befreundeten Leuten zusammenzuführen, von einem Jeden dieselben Betheuerungen seines Mitgefühls zu vernehmen und einem Jeden dieselbe Dankbarkeitsversicherung zu erstatten. Das dünkte sie Alles so hohl, so gewohnheitsmäßig, und wahre Hilfe hatte doch Keiner zu bieten. Kaum Einer. So hielt sie ihre Zimmer noch für Jeden verschlossen.

Freilich war Mancher dabei, der nicht blos, um einer gesellschaftlichen Pflicht zu genügen, ihre Klingel zog. Und Mancher ließ es auch nicht bei dem einen Versuch, sie zu trösten, bewenden. Spindler's, Wendewalt's, Lydia's Karte war mehr als zweimal in dem Häuschen zu sehen und die der Geheimräthin Seckenfiedl noch öfter.

Eine besonders große, mit drei gestochenen Reihen bedruckte Visitenkarte fiel Winkler auf und blieb ihm, ohne daß er sie gleich näher betrachtete, zwischen den Fingern.

Nanda sah ihn fragend an. Und er dann das Kärtchen.

„Der graue Conquistador läßt sich's ja sehr angelegen sein", sprach Immanuel dann, etwas spöttisch den Mund verziehend. „Irr' ich nicht, so ist das bereits das dritte Zeugniß eines wergeblichen Besuches, das ich in dieser Menge finde."

„Lach' ihn nicht aus. Der meint es ehrlich und gut mit mir."

„Es scheint so", versetzte Winkler und las, was unter die vielen gedruckten Titel und Würden des Generals mit Bleifeder geschrieben war: Tout à vous et pour toujours! . . . „Und was für ein monumentales Ausrufungszeichen er dahinter pflanzte! Die reine Liebeserklärung."

Nanda stand auf, ohne zu antworten. Sie machte sich zwischen Ofen und Tischchen zu schaffen, brühte den Thee auf, that Zucker in die beiden Tassen und goß ein. Es gab ein behagliches Brausen und Klirren am kleinen Hausgeräth.

„Willst Du?" fragte sie, dem Manne die Tasse bietend. Er warf erst jetzt die Visitenkarten hin, um den Thee zu nehmen.

Er verrührte den Zucker und rührte, in seine Gedanken verloren noch immer zu, als schon Alles spurlos ineinandergeflossen war. Nanda betrachtete stumm sein Thun und ihr Gesicht ward immer ernsthafter, je länger sie schwieg.

Endlich sprach sie, und lauter als es ihre Gepflogenheit war. Sie rief ihn ordentlich an, als wollte sie den Träumer bedeuten, daß, was sie jetzt zu sagen habe, nicht überhört und nicht mißverstanden werden sollte. „Immanuel!" rief sie. „Wir müssen den Dingen gerade ins Gesicht schauen. Wir dürfen über unsere Lage keine Täuschung mehr in uns aufkommen lassen. Sie ist verzweifelt und verlangt einen verzweifelten Entschluß. Ich habe nur zwischen zweien die Wahl. Entweder muß ich heirathen oder mir sonst Einen suchen, der bereitwillig für mich sorgt. Heirath' ich, so muß ich Dich unweigerlich verlieren, denn einen ehrlichen Menschen, dem ich vor Gottes Altar Treue gelobte, würd' ich nicht betrügen, und wenn mir das Herz im Leibe darüber brächte. Die Wesselbrunner halten ihr Wort. Bleibt also nur die andere Wahl, die meinem Gewissen, wenn auch unter gräßlichen Opfern, die Freiheit läßt, die Deine zu bleiben."

„Nein", sagte Winkler, der sich nun auch erhob und, kreideweiß im Gesicht, die Arme über der Brust kreuzte, als wollte er Reifen um sie legen, daß sie nicht zerspränge. „Nein, Nanda, der einzige

SLUB
Wir führen Wissen.